

Das Leiden der Langstreckenläufer : Fitness und Konformität

Autor(en): **Jung, Beat**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **24 (2004)**

Heft 46

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Leiden der Langstreckenläufer

Fitness und Konformität¹

„Ich ging gegen die 50 und wollte etwas Bedeutsames tun.“ Maggie L. Finch², stellvertretende Direktorin der Pflegeabteilung in einem US-amerikanischen Medical Center und seit Jahren ohne sportliche Aktivitäten, sah am Fernsehen eine Übertragung des Ironman von Hawaii, engagierte einen Couch, begann zu trainieren und schenkte sich auf ihren 50. Geburtstag die Teilnahme an einer der härtesten Ausdauerprüfungen der Welt, dem Ironman auf Hawaii: 3,8 km Schwimmen, 180 km Velofahren und 42,195 km Laufen. Alles an einem Stück und bei brütender Hitze. Maggie L. Finch könnte auch Rolf Schnellmann heissen, im appenzellischen Teufen wohnen, als Verkehrsexperte arbeiten und wöchentlich zwischen 12 und 20 Stunden trainieren.³

Triathlon, in den 1970er Jahren erfunden und ursprünglich Domäne kalifornischer Beachboys, hat sich allmählich in eine Lifestyle-Sportart für Personen mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 90 000 Dollar ausgewachsen.⁴ Mehrheitlich stehen TriathletInnen „auf der höchsten oder zumindest einer sehr hohen Stufe in der Unternehmenshierarchie“ in Berufen, die „eine umfassende Ausbildung – oft gar eine akademische – voraussetzen“.⁵ Dieser sozio-ökonomische Hintergrund trifft auch für die meisten MarathonläuferInnen zu. Der Business-Class-Flug eines Freizeitlangstreckenläufers an den City-Marathon in Boston, Chicago oder New York dokumentiert genau so einen gesellschaftlichen Status wie das superleichte aerodynamische Carbon-Velo des Triathleten.

„Fitness-Praktiken und Fitness-Diskurse sind nicht zufällig etwa gleichzeitig mit der weltweiten Offensive des Neoliberalismus aufgeschossen.“⁶ Sie reagieren auf den Umbruch des fordistischen Produktionsmodells mit den neuen Anforderungen: erhöhte Konkurrenzfähigkeit und Flexibilität. Die stärkere Leistungsorientierung findet eine Entsprechung im Freizeitverhalten. Mit dem Boom in den Ausdauersportarten stossen immer mehr JoggerInnen in einen Bereich vor, der bislang HochleistungssportlerInnen vorbehalten blieb. So werden die Grenzen weiter hinausgeschoben. War beispielsweise die Marathondistanz über lange Zeit der Inbegriff einer grossen physischen Belastung, so gehören die 42,195 Kilometer heute ins Repertoire vieler HobbyläuferInnen. Das belegen die Teilnehmerzahlen: Im Jahr 1970 waren ganze 126 LäuferInnen beim New York-Marathon am Start. Heute sind es Jahr für Jahr 30 000. Oder: Beim diesjährigen Züri-Marathon waren bereits zwei Monate vor dem offiziellen Anmeldeschluss alle 7 000 Startplätze vergeben. 1982 wurde in Deutschland der erste Triathlonwettkampf ausgerichtet, Ende der achtziger Jahre waren es bereits 250 Veranstaltungen. Es erstaunt auch nicht, dass bei der Expo 02 mit dem

Gigathlon ein Ausdauerwettkampf mit einer Gesamtdistanz von 1477 Kilometer ins offizielle Programm der helvetischen Befindlichkeitsschau gerückt wurde.

Sind dies nun alle masochistisch der Laufsucht verfallene Spinner, die als rennender Pulk durch die Metropolen schwärmen oder sich über endlose Triathlondistanzen quälen? Endorphin-Junkies auf der Suche nach dem Kick oder des Runner's High? Dass der Körper, wenn er intensiv über längere Zeit beansprucht wird, das Opioid Endorphin ausschüttet und damit euphorische Gefühlszustände ausgelöst werden, scheint der alltäglichen Erfahrung zu entsprechen, lässt sich aber wissenschaftlich nicht belegen.⁷ Warum LäuferInnen laufen, warum derart viele Menschen an sportlichen Veranstaltungen des Sich-Bewährens teilnehmen – die Antwort auf diese Frage ist vielschichtig. MarathonläuferInnen und TriathletInnen sind, was ihre Persönlichkeitsstruktur anbelangt, in keiner Weise auffällig, gar psychopathologisch, allerhöchstens die Scheidungsrate ist überproportional.⁸ Der hohe tägliche Trainingsaufwand macht sozial unverträglich und hat zur Folge, dass der Alltag nach dem Sport ausgerichtet wird, Prioritäten gesetzt werden. Hobby-Triathletin Maggie L. Finch: „Ich sagte zu meinen Freunden, ich habe meine Wahl getroffen, ich will das jetzt tun, ich hoffe aber, ihr habt Verständnis dafür, dass ich jetzt nicht mehr so viel Zeit für euch habe.“

Steht bei AusdauersportlerInnen am Anfang noch das Motiv der Gesundheit und der Sorge um den Körper im Vordergrund, so nehmen „Motive der Sinnfindung im Laufe der sportlichen Karriere zu.“⁹ Das bedeutet, dass AusdauersportlerInnen ihre Identität stärker über den Sport definieren, je länger sie ihn ausüben, und die Berufsidentität an Bedeutung verliert. Letztere wird sowieso zusehends untergraben. „Hatte die Erwerbsarbeit bis vor kurzem im Wesentlichen die Identitätsbildung gesichert und dem Individuum die Konstruktion von Sinn ermöglicht, bricht die Einheit von Arbeit und Identität heute zunehmend auseinander. Die bruchlose Arbeitsbiographie geht über in ein Patchwork unzähliger Aufgaben, verschiedener Arbeitsplätze und längeren Zwischenzeiten ohne Arbeit.“¹⁰

Auf den ersten Blick ist Laufen eine kompensatorische Reaktion auf die zunehmende Bewegungsarmut einer ständig vor Bildschirmen sitzenden Bevölkerung der Dienstleistungsgesellschaft. Laufen hebt die Laune, wirkt antidepressiv, löst Verspannungen. Dieser persönliche psychohygienische Antrieb wird im Fitness-Kult gesellschaftlich überformt. Dabei bleibt in der mechanischen Bewegung des Laufens ein Moment der Monotonie unübersehbar, die sich im Dauerlauf ins Extreme hinzieht. Die Monotonie des immer gleichen Bewegungsablaufs, ein Kennzeichen klassischer, überwunden geglaubter Industrie- und Fließbandarbeit, kehrt im Ausdauersport zurück. Der neue Dienstleistungsarbeiter scheint sie angesichts der Forderungen nach Flexibilität zu suchen. Immer ein Schritt nach dem anderen. Vom Start bis ins Ziel das Immer-Gleiche. Die im Dauerlauf erlebte Monotonie als Residuum in einer Welt der zunehmenden Beschleunigung.

„Wie kann ein Mensch“, fragt Richard Sennett in seiner Analyse des flexiblen Kapitalismus und des auf Kurzfristigkeit angelegten Beschäftigungssystems, „in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, seine Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln? Die Bedingungen der neuen Wirtschaftsordnung befördern vielmehr eine Erfahrung, die in der Zeit, von Ort zu Ort und von Tätigkeit zu Tätigkeit driftet.“¹¹ Demgegenüber besticht das Ereignis eines Marathonlaufs durch seinen linearen Zeitablauf. Die Sequenz ist simpel: Start – Krise, Selbstüberwindung – Ziel, Erlösung. Die Monotonie des repetitiven Bewegungsablaufs kippt in Dramatik. Hier liegt die attraktive Herausforderung. Plötzlich geht es um Elementares: Tragen mich meine Beine ins Ziel? Gelange ich aufrechten Ganges ins Ziel? So wünschte sich der Appenzeller Amateurtriathlet Rolf Schnellmann vor dem Start zum letztjährigen Ironman in Hawaii, heil ins Ziel zu kommen, ohne Magenkrämpfe und ohne zu torkeln.¹²

Der Kampf der LäuferInnen mit äusseren Widrigkeiten und inneren Widerständen steht im Zeichen der Schmerzüberwindung, des Durchhaltens. Ein Drama zwischen Himmel und Hölle, erzählt im Vokabular christlicher Metaphorik von der Versuchung durch den Teufel. „Als ich das erste Mal auf Hawaii war“, erzählt Natascha Badmann, vierfache Siegerin auf der Pazifikinsel, „war ich einfach auf die grosse Hitze eingestellt.“ Badmann schwamm, fuhr Velo und beim Marathon nahm sie bei jedem Posten Wasser und schüttete es über sich. Das Wasser lief in die Schuhe, bei Kilometer drei merkte sie, dass es zu scheuern begann, bei Kilometer vier, Blasen an beiden Füßen. „Ich fing an, dem Schritt auszuweichen, die Füße nicht mehr richtig aufzusetzen.“ Ihren inneren Kampf beschreibt Badmann mit den Metaphern vom „inneren Teufelchen und Engelchen“: „Das Teufelchen wurde immer grösser und hatte alle Ausreden: ‚Je, du Armes, mit diesen Blasen an den Füßen kannst du nicht mehr rennen.‘ Darauf das Engelchen: ‚Jetzt hast du solange trainiert. Schau doch das Schöne an.‘ ‚Dort vorne ist dein Hotel‘, entgegnete das Teufelchen. Und wirklich, bei Kilometer sieben lief ich an meinem Hotel vorbei, noch 100 Meter und ich hätte mich ins Bett legen, die Füße hoch lagern können.“ In dem Moment jedoch, wo sie sich entschieden habe, weiter zu laufen, habe sie die Blasen nicht mehr gespürt. „Ich habe nur noch das Schöne gesehen, die Farben der Blumen. Meine Füße spürte ich in dem Moment wieder, als ich im Ziel war und die Leute auf meine Schuhe schauten und sagten, die sind ja ganz rot. Rot heisst Blut, Blut heisst Schmerz. Von da an konnte ich drei Tage nicht mehr gehen.“ Badmann gehört zu jenen AthletInnen, die anfällig sind für Blasen. „Ich bekomme die Blasen unter dem Zehennagel, der Nagel wird angehoben, bricht und fällt später ab. Schmerzhaft ist der Moment, bis der Druck der Blase weg ist.“ Vorletztes Jahr brachen Badmann beim Ironman auf Hawaii acht Zehennägel.

Der versehrte Körper im Zustand der Selbstnarkose ist das Resultat erfolgreichen Schmerzmanagements. Die Techniken der Selbstüberwindung haben Tradition in der westlichen Kultur. Bereits die stoische Askese zielte darauf, durch geistige Übung und harte physische Anstrengung

Gleichgültigkeit gegenüber den äusseren Umständen herzustellen. „Entweder ist der Schmerz erträglich oder kurz“, behauptete der Stoiker Seneca und appellierte ans positive Denken während des Leidens: „Frische deine Erinnerungen an die Gegenstände deiner grössten Bewunderung auf!“¹³ Erinnert sieht man sich an die christlichen Praktiken der Selbstgeisselung, die die Leidensfähigkeit kultiviert. Auch das mentale Training moderner SportlerInnen fügt sich in diese stoisch-christliche Tradition, angereichert durch militaristische Elemente des Drills und der Härte gegenüber sich selber.¹³ Es geht darum, Selbstzweifel, Ungewissheiten und Anfechtungen zu eliminieren. Gefragt ist bedingungslose Hingabe, Konzentration auf den Auftrag und totaler Körpereinsatz.

Im Ziel löst sich das Drama euphorisch auf. „Das Glücksgefühl, nach einem so anstrengenden Tag die Ziellinie zu erreichen, geht auch Richtung Erlösung“, sagt Badmann. Nach ihrem ersten Sieg auf Hawaii, erinnert sie sich, hätte sie die ganze Welt in die Arme schliessen können. „Ich hatte innerlich so viel Platz, dass ich tatsächlich das Gefühl hatte, ich könnte die ganze Welt umarmen. Ich wollte alle Menschen glücklich machen.“ Hawaii als Elysium und Golgotha zugleich.

Sucht der flexible Mensch in der extremen Verausgabung nach dem Sinn gesteigerten Daseins? Für Reinhold Messner, Bergsteiger und Pionier der modernen Extremsportbewegung, ist die Suche nach sich selber der Antrieb für seine Expeditionen: „Wenn ich sehr hoch hinaufsteige, kann ich eben sehr tief in mich hineinsehen.“¹⁴ Ulrich Aufmuth ortet in dieser Sportart eine rekompensatorische Praxis gegen Störungen der normalen Identitätsbildung. Gefühle der Selbstfremdheit, Empfindungen der Desintegration, Sinndefizite und das Grauen vor Gefühlszuständen der Schwäche würden so vorübergehend gemildert.¹⁵ Die extreme körperliche Verausgabung will Macht erleben, Macht über die Widrigkeiten der Natur und den leidenden Körper.

„In diesen neun Stunden auf Hawaii“, sagt Badmann, „läuft das ganze Leben ab.“ Den Wettkampf aufgeben bedeutet auf einer symbolischen Ebene Sterben. Hier liegt die List von Badmanns „Engelchen“: Es rät zum Weitermachen, letztlich zum Durchhalten und Überleben, meint aber den körperlichen Exzess, der mitunter tödlich verlaufen kann. Dass Badmann am Ende nicht kollabiert, sondern gar tanzend als Siegerin ins Ziel einläuft, hebt sie aus der Masse heraus, gibt ihr den Nimbus einer übermenschlichen Willenskraft. „Im Ziel zusammenzubrechen, so dass einen die Ambulanz auf der Bahre wegtragen muss, das passt nicht zu meinem Bild, wie ich Sport mache.“ Badmanns Rede über ihr Tun liegt eine positiv besetzte Körperlichkeit zugrunde.¹⁶ Der durchtrainierte Körper darf nicht kollabieren, darf keine Schwäche zeigen. Nicht nur „fit for fun“, der perfekte Körper ist auch gesund und stark. Kollabiert die Athletin dann trotz allem, so setzen im Falle von Hobbysportlern die medizinischen Verfahren der Wiederbelebung ein, im Falle von Spitzensportlern beginnen die Verfahren der Mythisierung und Legendenbildung.

So wurde die Liturgie des Leidens auf Hawaii im Jahr 1982 in der medialen Aufbereitung zum Mythos ausgeformt. Damals lag die 23-jährige Amerikanerin Julie Moss überlegen an der Spitze des Frauenrennens, kurz vor dem Ziel begann sie vor Erschöpfung zu wanken, brach zusammen, rappelte sich wieder auf, schliesslich kroch sie, von einer anderen Athletin noch überholt, als Zweite ins Ziel. Der amerikanische Fernsehsender ABC lieferte die Bilder in die Stube. Damit war Triathlon als Disziplin in den Strom der massenmedialen Erzählung über Sport aufgenommen, der Leidensakt heroisiert, gleichzeitig aber auch die Öffentlichkeit mit Standards von Leistungs- und Leidensfähigkeit versorgt.

In diesem Bis-an-die-Grenze-Gehen mit seinen selbstzerstörerischen Momenten, verstärkt durch Drogen und Doping, gleichen sich die Posen des Sportlers und des Rock- und Popstars sowie deren massenmediale Verwertung. Jüngstes Beispiel hierfür ist der Fall des Radprofis Marco Pantani. „Pantanis modernes Märtyrertum beendete ein Leben, das ohnehin nicht auf lange Dauer angelegt ist. ‚Ich gehe in den Bergen aus dem Sattel, um den Todeskampf kürzer zu machen‘, hatte Pantani einst seine Überlegenheit in den Steigungen kommentiert. Diese Aussage offenbart den zentralen Aspekt einer medial vermittelten Existenz, die auf ostentativen Verbrauch ihrer selbst angelegt war.“¹⁷

Der Boom in den Ausdauersportarten lässt sich mit Jean Baudrillard auch als Verlangen nach Werbung für die eigene Existenz lesen, als Eigenwerbung angesichts des permanenten Risikos, überflüssig zu werden. „Kann man von freiwilligem Leiden wie von freiwilliger Knechtschaft sprechen?“, fragt sich der französische Soziologe und Philosoph bei seiner Beschreibung des Marathonlaufs von New York. „Bei strömendem Regen, unter Hubschraubern und Beifallsstürmen, von Aluminiumkapuzen bedeckt und auf ihre Stoppuhren schielend, mit nackten Oberkörpern und verdrehten Augäpfeln suchen sie alle den Tod, den Tod durch Erschöpfung, wie er vor zweitausend Jahren den Marathonläufer ereilte, der, lasst uns daran erinnern, immerhin eine Siegesmeldung nach Athen brachte. Sicherlich träumen auch sie davon, eine Siegesmeldung zu überbringen, aber es sind ihrer zu viele und ihre Nachricht hat keinen Sinn mehr: sie berichtet nur die Ankunft selbst, in Begriffen der Anstrengung gemessen – sie bringt nur die heraufziehende Meldung von einer übermenschlichen und nutzlosen Anstrengung. Gemeinsam freilich übermitteln sie eher die Nachricht vom Bankrott der menschlichen Rasse, wenn man sieht, wie die im Ziel Einlaufenden von Stunde zu Stunde mehr in die Knie gehen. (...) Wir haben gesiegt! Haucht der sterbende Grieche von Marathon. I did it! Seufzt der erschöpfte Marathonläufer und bricht auf dem Rasen des Central-Parks zusammen.“

Baudrillard sieht in einer Ausdauerprüfung wie dem New York-Marathon ein Symbol für ein „Delirium eines leeren Sieges“. Man läuft, „um zu zeigen, dass man fähig ist, an die eigenen Grenzen zu gehen, um den Beweis zu erbringen ... den Beweis wofür? Dass man es schafft anzukommen. Auch die Graffitis verkünden nichts anderes als: Ich heisse Soundso und es gibt mich! Sie machen kostenlose Werbung für die eigene Existenz.“¹⁸

Je grösser die Hindernisse und Widerwärtigkeiten, je länger die Distanzen, die es zu überwinden gilt, um so grösser ist das Begehren, sie zu meistern, auch unter Zuhilfenahme chemischer Substanzen. Der Fall Pantani veranschaulicht, dass Doping und Depression nicht in Form von Ursache und Wirkung verklammert, sondern zwei Seiten der gleichen Medaille sind. Darin liegt ein tragisches Moment des modernen Spitzensports. Die künstliche Forcierung des Körpers durch Doping, von der Öffentlichkeit (noch) stigmatisiert und verpönt, ist Teil einer generellen Technologisierung und Optimierung des menschlichen Körpers etwa durch Gentechnologie oder plastische Chirurgie.¹⁹

Der muskulöse, trainierte Körper ist eine Chiffre für Disziplin und Drill, „bodyworkout“ genannt im Jargon der Lifestyle-Magazine. „Das Aussehen des Körpers wird auf neue Weise als ästhetisches Gebrauchswertversprechen der Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen.“²⁰ Dieser Logik entsprechend werden absolvierte Marathonläufe in Bewerbungsunterlagen angeführt. Der Körper ist längst Gegenstand der Bearbeitung, sei es durch Diät, Schönheitsoperationen und Piercings. Diese Modellierung des Körpers hat ihr sprachliches Abbild in Verschlankungs- und Abspeckprogrammen in Wirtschaft und Staat. Die Verfettung, des Menschen grösster Feind und in der heutigen Körperästhetik Inbegriff von Hässlichkeit, erscheint im politisch-ökonomischen Bereich als Metapher vom schlanken Staat, von schlanken Firmen- und Konzernstrukturen. Im privaten Bereich hat sich eine säkulare Dreifaltigkeit bestehend aus Fitness, Schönheit und Erfolg etabliert. „In den USA sind schon jetzt die Armen infolge schlechter Ernährung tendenziell übergewichtiger als Angehörige der Mittelschicht. Die leisten sich bei Unförmigkeit eben eine Fettabsaugung oder teure Trainingsstunden.“²¹

Verfettung und Dickleibigkeit stehen für Stillstand, Unbeweglichkeit, Erfolglosigkeit, Krankheit. „Wer ruht, gilt als faul“, bringt Thomas Alkemeyer die Maxime der Konkurrenz- und Fitnessgesellschaft auf den Punkt. „Durch alle Pluralität der Körperpraktiken des Freizeitsports und der populären Kultur schimmert der Leitwert ständiger Aktivität und Bewegung hindurch.“²² Fitness und Anpassungsfähigkeit sind synonym. So lassen sich die Subjekte, zu Ich-AGs und Manager des Selbst ausgebildet, auch körperlich in die Marktgesellschaft einpassen. Selbstvermarktet nehmen sie nicht mehr wahr, welchen Preis sie für diese Konformität bezahlen.

Anmerkungen

- 1 Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine stark überarbeitete Fassung eines Artikels, der in der „WoZ/Die Wochenzeitung“ vom 16. Oktober 2003 unter dem Titel „Die Abtötung des Fleisches“ erschien.
- 2 Vgl. Donna Greene: Realizing Dream of Becoming a Triathlete. In: New York Times, 16. Februar 1997.

- 3 Vgl. Peter Abegglen: Daumen halten für „Eiserne Männer“. In: St. Galler Tagblatt, 4. Oktober 2003.
- 4 Vgl. Joe Glickmann: Three Times the Pain! Three Times the Gain? In: New York Times, 14. August 1998.
- 5 Jürg Schmid: Arbeit, Persönlichkeit, Motivation und Engagement für Ausdauersport. Eine empirische Typologie von Triathletinnen und Triathleten. Zürich 1993, S. 179.
- 6 Wolfgang Fritz Haug: Entfremdete Handlungsfähigkeit. Fitness und Selbstpsychiatisierung im Spannungsverhältnis von Produktions- und Lebensweise. In: Entfremdete Nähe. Zur Reorientierung des psychosozialen Projekts. Festschrift für Erich Wulff, Berlin 1987, S. 127.
- 7 Vgl. Oliver Stoll: Ausdauersport und psychologische Aspekte im Freizeit- und Breitensport. In: Heiko Ziemanz, Ulf Schmidt, Oliver Stoll: Psychologie in Ausdauersportarten. Butzbach-Griedel 2003, S. 19ff.
- 8 Vgl. Schmid (Anm. 5) S. 10.
- 9 Stoll (Anm. 7) S. 34.
- 10 Alexander Meschnig: Unternehme Dich selbst! Anmerkungen zum proteischen Charakter. In: Alexander Meschnig, Mathias Stühr: Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main 2003, S. 32.
- 11 Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998, S. 31.
- 12 Vgl. Abegglen Anm. 3.
- 13 Zur Verschiebung des Drills aus dem militärischen Bereich in den Sport vgl. Klaus Theweleit: Männliche Geburtsweisen. Der männliche Körper als Institutionenkörper. In: Therese Steffen (Hrsg.): Masculinities – Maskulinitäten. Stuttgart / Weimar 2002, S. 25: „Heute ist der Männerkörper nach militärischen Masstäben überwiegend entdrillt, nach dem Zweiten Weltkrieg entmilitarisiert. Der Zugriff auf den männlichen Körper erfolgt nicht mehr direkt muskulär (vom Staat aus), sondern auf Umwegen: Sport, Arbeit, Disziplinierung untereinander, allgemeine Abweichungskontrolle, Klammotten, Haarschnitt, Design, dann Ordnung des Familien- wie öffentlichen Lebens“.
- 14 Reinhold Messner: Everest. Expedition zum Endpunkt. München 1978, S. 58.
- 15 Vgl. Ulrich Aufmuth: Risikosport und Identitätsbegehren. Überlegungen am Beispiel des Extrem-Alpinismus. In: Gerd Hortleder, Gunter Gebauer: Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main 1986, S.188ff.
- 16 Vgl. Thomas Alkemeyer: Der Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen. In: Berliner Debatte Initial 14 (2003) 4/5, S. 22.
- 17 Vgl. Michael Gamper: Der Radprofi als Rockstar. In: NZZ am Sonntag, 22. Februar 2004.
- 18 Jean Baudrillard: Amerika. München 1987, S. 33 ff.
- 19 Vgl. Volker Caysa: Körperkult und Körperkapitalisierung. Von der biopolitischen Körpertechnologisierung zur selbsttechnologischen Körperindustrialisierung. In: Berliner Debatte Initial 14 (2003) 4/5, S. 10f.
- 20 Haug (Anm. 6), 140.
- 21 Wilhelm Trapp: Rätsel der Schönheit. In: Die Zeit, 9. Dezember 2000.
- 22 Alkemeyer (Anm. 16) S. 20.